

Der alte Barbarossa
ist da im weißen Bart,
doch hat er auch im Silber
die alte goldne Art.

Unjaucht von allen Stämmen
auf Deutschlands weiten Gau'n,
mit seinem Siegerschwert
ist er so groß zu schau'n.

Gott mit dir, Barbarossa
im weißgewordnen Haar,
du machst die alten Lieder
der deutschen Sehnsucht wahr!

Gott mit dir, Barbarossa,
du bringst zu dieser Zeit
dem deutschen Volke wieder
die deutsche Herrlichkeit.

268. Unter dem rothen Kreuz.

(Nach R. König.)

Der 24. Juni 1859 war ein blutiger Tag. Bei Solferino in Oberitalien lieferte das sardinische Heer des Königs Victor Emanuel, mit den Franzosen verbündet und unter Napoleons III. Führung, den Oesterreichern eine große Schlacht und schlug sie gänzlich. Die Nacht brach herein. Tausende und abertausende von Todten bedeckten das weite Schlachtfeld. Zehntausend und mehr Verwundete erfüllten mit ihrem Schmerzensgeschrei die Luft. Aber auch die Ueberlebenden und Unverwundeten waren in einer entsetzlichen Lage; ganze Bataillone waren ohne Lebensmittel, an Wasser fehlte es überall.

Und grauiger noch ist der neue Tag mit seinem Sonnenbrande. Welche Qualen stehen die Verwundeten aus in dieser Hitze! Kein Wasser ist da, sie zu laben. Dazu der Modergeruch der Todten, die rasch verwesen; drei Tage und drei Nächte braucht man, um sie alle zu begraben. Die Krankenwagen kommen nur langsam herbei, um die Verwundeten nach den nächsten Dörfern oder Städten abzuholen, wo sie verpflegt und geheilt, wo vielen von ihnen erst noch die zerstückelten Arme und Beine abgenommen werden sollen. Ach! wie lange dauert es, bis sie alle an die Reihe kommen, wie lang und schmerzvoll ist die Fahrt auf dem Wagen für die Unglücklichen. Denn bei der Menge der Verwundeten fehlt es an Wagen wie an Krankenwärtern. Und wenn dann auch die Unglücklichen im Lazarett anlangen, wo Lebensmittel, Wasser und Verbandzeug reichlich vorhanden sind, so müssen sie doch noch zum großen Theil verhungern, verdursten und verkommen, denn es sind nicht Hände genug da, sie zu speisen, zu tränken und zu verbinden.

Gräßlich waren diese drei Tage, die auf die Schlacht folgten. Hunderte von Menschen starben dahin unter schrecklichen Schmerzen, nur weil ihre Wunden durch Mangel an Pflege verschlimmert, durch Hitze und Staub vergiftet wurden. Viele, in denen noch ein Funken des Lebens war, wurden in der Hast sogar mit den Todten verscharrt, sie wurden lebendig begraben.

Inmitten aller dieser Schrecken sah man einen jungen Mann, der umherging und die Dienste des barmherzigen Samariters übte. Es war ein Schweizer aus der Stadt Genf, und sein Name Henri Dunant ist jetzt überall bekannt. Die Soldaten nannten ihn den weißen Herrn, weil er wegen der Sonnenhitze ganz weiße Kleider trug. Er war auf einer Reise durch den Krieg aufgehalten und hatte so der Schlacht beigewohnt. Da er dieses Elend sah, ließ ihm sein Herz nicht zu, daß er weiter reiste. So ging er über das Schlachtfeld von einem Verwundeten zum andern mit einem Eimer Wasser und etwas Charpie (ausgezupfte Fäden von alter Leinwand). Er tränkte die Durstenden und kühlte und wusch ihre Wunden. Bald fand er einige andere Reisende und nöthigte sie fast, ihm zu helfen. Dann warb er Gehilfen und Wärterinnen und errichtete in einer Kirche ein Hospital für 500 Mann, deren Wunden wenigstens gewaschen, die in Decken gehüllt und mit Suppe gelabt wurden. Die Frauen und Jungfrauen des Orts fügten sich seinen Anordnungen, gingen ihm wacker zur Hand und scheuten weder Beschwerden, noch Ekel, noch Dpfer.